

Pränumerations-Preise:

Für Laibach:

Wochenschrift	8 fl. 40 kr.
Halbjährig	4 „ 20 „
Wochenschrift	2 „ 10 „
Monatlich	— „ 70 „

Mit der Post:

Wochenschrift	11 fl. — kr.
Halbjährig	5 „ 50 „
Wochenschrift	2 „ 75 „

Der Besteller ins Haus vierteljährig 25 kr., monatlich 9 kr.

Engelne Nummern 6 kr.

Laibacher

Tagblatt.

Redaktion:

Seehofgasse Nr. 132.

Expedition und Inseraten-

Bureau:

Kongressplatz Nr. 61 (Buchhandlung von J. v. Kleinmayr & S. Bamberg).

Inserationspreise:

Für die einspaltige Petitzeile 3 kr. bei zweimaliger Einschaltung 5 kr. dreimal 7 kr.

Inserationsstempel jedesmal 30 kr.

Bei größeren Inseraten und öfterer Einschaltung entsprechender Rabatt.

Anonime Mittheilungen werden nicht berücksichtigt; Manuscripte nicht zurückgesendet.

Nr. 28.

Montag, 5. Februar 1872. — Morgen: Dorothea.

5. Jahrgang.

Bismarck gegen die Klerikalen.

Kaum ist das Kampfgetöse in der bayerischen Abgeordnetenversammlung verhallt, so hören wir von einem neuen Streite, den die unverwundlichen Ultramontanen im preussischen Abgeordnetenhaus bei den Haaren herbeigezogen. Am 30. Jänner bei Gelegenheit der Debatte über die Erfordernisse des Kultusministeriums erhoben sich zwei Redner der katholischen Zentrumsparthei, die Herren Mallinkrodt und Windthorst, und beschwerten sich über die Auflösung der katholischen Abtheilung im Kultusministerium; sie sprühten Feuer und Flamme über verletzete Gleichberechtigung der Kulte und gingen schließlich zu den üblichen Drohungen über. Dr. Falk, der neue Kultusminister, trat ihnen energisch entgegen, betonte seine Vergangenheit als Mitglied des Justizministeriums und wie ihn die dortige zehnjährige Wirksamkeit stark machen werde, das Recht des Staates zu schütten bei aller Gerechtigkeit gegen die einzelnen Bekenntnisse, wie er eben kein evangelischer Kultusminister, sondern auch Minister des katholischen Kultus sein werde, und wie in seiner Berufung allerdings ein Anfang zu erblicken sei bezüglich der angestrebten Abzweigung der Kirchenangelegenheiten vom Kultus an das Justizministerium. Er werde sich um die katholischen Anfeindungen wenig kümmern, die er schon hätte erfahren müssen, ehe er Minister geworden, indem man gemeint habe, er werde es wie Luz in Baiern treiben, aber nur geschickter aufzufassen wissen wie dieser. Noch einmal nahm Windthorst aus Meppen, weiland hannoveranischer Justizminister, das Wort und verlangte sogar, es solle ein katho-

lisches Mitglied im Staatsministerium sitzen; da trat plötzlich Bismarck in den Saal. Man hatte zwar der Sitzung mit großem Interesse entgegen gesehen, aber nicht erwartet, daß Bismarck mit den Klerikalen ein Hühnchen rupfen werde. Den Herausforderungen Windthorst's gegenüber vermochte er nicht passiv zu verbleiben und so nahm er unvorbereitet zu einstündiger Rede das Wort und brachte es zu einer scharfen Auseinandersetzung mit der Jesuitenparthei. Der Reichskanzler sprach diesmal als preussischer Ministerpräsident, und aus seiner Rede ist die ungeheure Tragweite des Rücktrittes des bisherigen muerischen Kultusministers von Mähler erst ersichtlich. In dieser Beziehung dattirt von der Rede Bismarck's eine neue Aera im preussischen Staate; alle Zweifel über die Richtung, die man den Ultramontanen gegenüber einzuschlagen Willens ist, sind damit völlig niedergeschlagen. Fürst Bismarck sagte unter anderem:

„Es wurde darauf hingewiesen, daß ich keinen Amtsgenossen katholischen Bekenntnisses im Ministerium habe. Ich bedauere das lebhaft; indessen wir bedürfen in dem Ministerium einer Majorität, welche bereit ist, die von der Regierung eingeschlagene Richtung entschieden zu unterstützen. Glaubt der Herr Vorredner, daß wir dies von einem Mitgliede seiner Fraktion erwarten dürfen? (Heiterkeit.) Trotz des lockern Zusammenhanges der verschiedenen Ressorts ist eine gewisse Gleichförmigkeit des Ministeriums nicht zu entbehren, für die mir die Mitglieder des Zentrums wenig Bürgschaften zu bieten scheinen. Das Bestehen dieser konfessionellen Fraktion auf politischem Boden ist schon an sich eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen. Sie üben dadurch

auf alle katholischen Mitglieder einen Zwang aus, der Partei beizutreten, wenn sie sich nicht Anfeindungen aussetzen wollen, und machen die Religion zum Gegenstande einer Diskussion der Rednerbühne. (Beifall.) Ich habe den Grundsatz, jeder Konfession vollkommen freie Bewegung zu gestatten, ohne es deshalb für nothwendig zu halten, daß dieselben ziffermäßig nach Maßgabe ihrer Stärke in der Bevölkerung in allen Staatsämtern vertreten sind. Ich kenne das Verhältnis gar nicht und ich will es auch gar nicht wissen; das aber gebe ich Ihnen zu bedenken, daß denselben Anspruch wie die Katholiken jede andere Religions-Gemeinschaft zu erheben berechtigt ist, die Lutheraner wie die Reformirten und die Juden — und ich habe gefunden, daß gerade die letztern sich durch besondere Intelligenz und Befähigung für staatsmännische Wirksamkeit auszeichnen. (Große Heiterkeit.) Als ich aus Frankreich zurückkehrte, um mich den innern Aufgaben des Staates zuzuwenden, trat mir die neugebildete Fraktion des Zentrums in einer Weise gegenüber, daß ich darin nur die Mobilmachung der Parteien gegen den Staat erblicken konnte. (Beifall.) Ich wurde in dieser Anschauung nicht erschüttert, als ich sah, daß an ihrer Spitze das streitbare Mitglied stehe, dessen Worte Sie so eben vernommen, ein Mitglied, welches aus Gründen, welche ich achte, sich von vornherein dem preussischen Staatsorganismus wenig geneigt zeigte und von welchem es mir noch jetzt zweifelhaft erscheint, ob die Neubildung des Reiches, sei es in dieser oder jener Gestalt, seinen Wünschen entspricht. . . . Ich hatte gehofft, die Regierung würde eine Stütze finden an einer kirchlichen Partei, die dem Kaiser gäbe, was des Kaisers ist; statt

Feuilleton.

Eugenie und Persigny.

„La pauvre femme! Elle n'a que trois robes!“ so sagte mir im Herbst eine Dame aus Chislehurst, die mit der exkaiserlichen Familie in engem Zusammenhang steht. Es lief damals nämlich zum ersten male die Nachricht durch die Zeitungen, Eugenie sei gezwungen gewesen, ihren Diamantschmuck zu verkaufen, die Familie Napoleon lebe in den dürftigsten Umständen, so blühtig, daß man für sie eine Kollekte hätte veranstalten mögen. Dann, einige Monate später, erzählte in Paris einer der napoleonischen Schildträger wiederum von den traurigen Umständen dieser Familie und wiederum lief das durch alle Zeitungen. Und endlich jetzt vor ganz kurzem kam die Nachricht, der gute Kaiser habe Hunderte und Tausende von Millionen in den englischen und amerikanischen Banken, und die gute Eugenie habe ihre Diamanten allerdings verkauft, aber nur, weil dieselben so groß wie Taubeneier, also, daß man sie ohne eine Krone auf dem Haupte nicht tragen könne. Und mit der Krone finden sich ja auch die Diamanten wieder.

Diese erneuten öffentlichen Armuthszeugnisse sollten offenbar nichts anderes bezwecken, als was Napoleon überhaupt mit seiner Politik des Abwar-

tens im Auge hat. Er kennt die Gedankenlosigkeit, das kurze Gedächtniß der Zeitungspreffe, und die französische dokumentirte ihm diese, denn meines Wissens erinnerte sich kein Pariser Journal der Mittheilungen, welche es selbst vor etwa zehn Jahren gebracht, als man wiederholt und immer wiederholt von den Millionen las, welche Napoleon in England, namentlich aber in Amerika in Sicherheit gebracht.

Die Zeitungen vergaßen ihre eigenen Nachrichten in dem Maße, daß auch sie zum großen Theile die Mär von Napoleons Armuth bona fide registrirten — vielleicht absichtlich, um das Volk nicht zu beunruhigen. Denn, wenn die französische Nation erfuhr: Napoleon hat Geld wie Heu! so sah sie ihn tagtäglich mit einem Geschwader bei Boulogne landen, so verbreitete sich täglich die Nachricht von Kasernen-Pronunziationen, so sah man in jedem, der mit dem Journal „l'Ordre“ über die Boulevards ging, einen Bonapartisten, der die Tasche voll von Napoleons habe, also einen beneidenswerthen Menschen, denn Paris ist arm, und wenns noch lange so fort geht, wird Paris das Geld nehmen, woher und von wem es auch sei!

Arme Leute sind arme Teufel in einer Zeit, wo jeder nur an die Börse zu gehen braucht, um mit einer Tasche voll Geld nach Hause zu kommen. Arme Kronprätendenten sind nicht gefährlich, denn wie die Erfahrung lehrt, wird man in Frankreich

selbst zum Präsidenten nur durch Geld gewählt, und niemand wird einen Staatsstreich ohne Geld zu unternehmen wagen. In Napoleons Interesse liegt es offenbar, nicht für einen Milliardär gelten zu wollen, wo er die ganze Nation verarmt weiß; eine Wiedererwerbung von Sympathien ist ja bei dem großen Unglück des Landes nur möglich durch eine wenigstens scheinbare Gleichheit des Schicksals.

Die exkaiserliche Familie in Chislehurst muß also arm bleiben, wie es die ganze Nation ist, denn zu dem Borwurf, das Land ins Elend gestürzt zu haben (obgleich das die Schuld der Nation eben so gut war), darf sie nicht noch den Borwurf aufkommen lassen, das Land ausgefogen zu haben. Napoleons Pose in Chislehurst ist eine sehr geschickte, denn er spart Millionen durch Kapitalisirung.

Während man in Paris die letzten Sous zusammenschartt, um sie an Bismarck zu zahlen, häufen sich die Zinsen in Chislehurst; während Paris vor dem Bankrott steht, häufen sich die Kapitalien des Verbannten, ohne daß auch er vorläufig mehr Hoffnungen hätte als die junge Republik, denn auch ihm fehlen die Männer, und er selbst ist keiner mehr seit Sedan. Wohl könnte er sich sagen: die Generale, die mir heimlich treu geblieben, würden mit den Franzosen noch fertig werden, wenn sie auch vor den Deutschen unterlagen, aber der Name Napoleon hat seinen Glanz verloren; er konnte einmal blen-

dessen mußte ich mit Betrübniß hören, daß in den Wahlreden, in den Preßzeugnissen, die zum Zwecke der Wahlen verbreitet wurden, etwaige Irrthümer und Fehler der Regierung im grellsten Lichte dargestellt wurden, während das Gute mit keiner Silbe Erwähnung fand. . . Die Ernennung des neuen Kultusministers hat dem Vorredner Veranlassung gegeben, über Verletzung der Gleichberechtigung zu klagen. Ein solcher Vorwurf konnte zur Zeit des absoluten Regiments vielleicht begründet sein, heute, wo wir eine Verfassung haben, ist er ein Urding; wollen Sie die Wahl der Rathgeber der Krone von der Konfession abhängig machen, so hört die Verantwortlichkeit derselben auf. Es wurde ferner über die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Kultusministerium geklagt. Diese Behörde hatte mit der Zeit einen Charakter angenommen, daß sie auf mich den Eindruck machte, als verrete sie nur die Rechte der Kirche gegen den Staat. Ich hatte deshalb schon früher dem Kaiser vorgeschlagen, statt derselben lieber einen päpstlichen Nuntius am hiesigen Hofe beglaubigen zu lassen, dem gegenüber wir wenigstens eine klare Stellung hätten und der uns ohne zwischenliegende Strahlenbrechung über die Bedürfnisse und Forderungen der Kirche in Kenntniß setzte. . .

Auch der katholischen Presse, welche systematisch gegen das Reich wütht, gab Bismarck den richtigen Namen, den sie verdient, den der franzosenfreundlichen Rheinbundspresse. Der Titel ist wohlverdient, sie kann schwerlich Anspruch auf einen glimpflicheren erheben. Die kirchliche Presse ist eben überall dieselbe. Wie sie Oesterreich für den überflüssigsten Staat der Welt erklärt, wenn es nicht mehr den Schlüsselstaaten und Büttel Roms abgibt, wie sie sich bei uns mit den ärgsten Reichsfeinden, den Czechen und übrigen Nationalen verbündet, so feindet sie den bestehenden Rechtszustand in Deutschland an, und entblödet sich nicht, die Hoffnung zu nähren auf die Zerstörung des Reiches durch fremde Waffengewalt. Franzosen und Russen, rothe Republikaner und andere staatsfeindliche Fraktionen sind ihr gleich willkommene Bundesgenossen. Darum ist die jüngste Rede Bismarcks auch eine unumwundene Kriegserklärung gegen dies hochverrätherische Treiben und wird dem entsprechend von der Partei gewürdigt, und schon wird von einer neuen Allianz der Centrumsfraction im preussischen Abgeordnetenhaus berichtet, nämlich mit dem ebenso schroffen Gegner des modernen Staatslebens, dem altprotestantischen Muckertum. Es gibt eben der Berührungspunkte gar mannigfache zwischen dem orthodoxen Luthertume und dem infallibilistischen

Römertum. Aber so wenig die Römlinge durch das Aufgebot aller ihrer Kräfte die weltliche Gewalt des Papstes wiederherzustellen vermögen, ebensowenig werden sie durch das Heranziehen der wenigen altersschwachen Mucker den gewaltigen Neubau des deutschen Reiches zu erschüttern oder zu gefährden vermögen.

Politische Rundschau.

Saibach, 5. Februar.

Inland. Da einige Tage nur die Ausschüsse des Abgeordnetenhauses tagten, suchten föderalistische Hezer die politische Stille durch allerlei Alarmgerüchte und Windbeutelereien zu stören, es nützt ihnen jedoch nichts — es glaubt ihnen eben niemand. Was den polnischen Ausgleich anbelangt, mag als bemerkenswerther Umstand konstatiert werden, daß man in Galizien, abgesehen von den Ruthenen, über das, was man anstrebt, nichts weniger denn einig ist. Während „Czas“ die Ansicht ausspricht, die Resolution sei kein Dogma, sie sei bloß ein Antrag des galizischen Landtages, worüber Verhandlungen und Vereinbarungen zulässig seien, ist nun „Dzienik polski“ weit schroffer und behauptet, daß das ganze Land hinter allen Forderungen der Resolution stehe.

Im Finanzausschusse entspann sich gelegentlich der Berathung des Budgetkapitels: „Ministerrath“ eine lebhaftere Diskussion darüber, ob die im Staatsvoranschlage eingestellten Aktivitätsbezüge für einen dormalen noch nicht ernannten zweiten Minister ohne Portefeuille bewilligt werden sollen. Der Referent beantragte die Streichung derselben, um — da mit dem zweiten Minister wohl ein galizischer Minister gemeint sei, die galizische Angelegenheit aber weder vom Subkomitee noch vom Hause entschieden sei — dem Beschlusse des Hauses nicht vorzugreifen. Der Ministerpräsident wies auf ein kaiserliches Handschreiben hin, welches einen Minister an Stelle Grocholsti's vorzuschlagen befiehlt. Er betont, daß die Ernennung von Ministern ein unbestreitbares Recht der Krone sei, das, welches Schicksal die galizische Frage auch haben möge, aufrecht bleibe, und bittet schließlich um die Bewilligung der fraglichen Post, welche auch vom Ausschusse mit einem kleineren Abstriche genehmigt wird.

Aus Böhmen werden neuerlich wieder etliche interessante Dinge gemeldet. Aus dem Bureau des Landesgerichtsrathes Ragenbeck in Prag wurde die Preßgerichtsstage gegen ein Czechenblatt mit sämmtlichen beiliegenden Akten gestohlen, ohne daß es bisher gelungen wäre, den Thäter zu eruiern. Auch der Landesauschuß sucht durch neue Renitenzen von

sich reden zu machen. Er refusirte das Gesuch der Bezirkschulräthe von Czaslau, Pardubitz, Tabor, Gabel, Münchengrätz und Karolinenthal um Anweisung der Schulbeiträge für 1872 mit der Motivirung, „daß der Landesauschuß auf Schulauslagen insoweit keine Beiträge und Vorschüsse anweisen kann, bevor nicht die Schulfrage im Sinne der vom hohen Landtage gefaßten Resolution entschieden sein wird. Nur so fortgefahren! diese sittlichen Mittel müssen zum Ziele führen.“

In Agram trägt man sich bezüglich des Ausgleiches mit guten Hoffnungen. Ein Telegramm von dort versichert, der Ausgleich sei als fait accompli zu betrachten und werde seine Krönung in der Ernennung Wazuranić zum Minister finden. — Wir möchten indessen zur Vorsicht bezüglich solcher Gerüchte mahnen, es hieß in der letzten Zeit gar oft, der Ausgleich sei gelungen, und ebenso oft stellte sich hinterher der hinkende Bote mit dem Dementi ein.

Ausland. Die deutschen Blätter sind voll von Betrachtungen über die letzten Sitzungen des preussischen Abgeordnetenhauses, in denen Fürst Bismarck und Dr. Falk den Jesuiten so hübsche Schlachten geliefert haben. Man ist mit den unumwundenen Kundgebungen des Ministerpräsidenten und den programmalischen Andeutungen des Kultusministers vollkommen zufrieden und erwartet nur noch von dem letzteren eine weitere Ausfüllung des Rahmens. Sehr hübsch sagt die „Breslauer Ztg.“: „Unser Abgeordnetenhaus ist zum Konzil geworden: Rom und Deutschland stehen einander gegenüber. Glücklicherweise jedoch sind die Vertreter Deutschlands nicht deutsche Bischöfe, die nach einer Opposition, von welcher man zu glauben versucht war, sie werde die Erde aus ihren Angeln heben, sich gehoramt unterwerfen und eifrigst verfolgen, was sie soeben als Recht und Wahrheit verkündet haben, sondern es sind Männer der deutschen Staatsidee und der deutschen Wissenschaft, die dem deutschen Gedanken über römische Anmaßung und Herrschsucht den Sieg verschaffen. Bismarck und Bichow begegnen sich hier auf demselben Wege; mit Ausnahme des ultramontanen Zentrums stehen in diesem Kampfe alle Parteien zusammen ein, was an deutscher Ehre in Rom verloren ging, hier wieder zu retten.“ Dieser Kampf zwischen Rom und Deutschland wird sich in der gegenwärtigen Session des Abgeordnetenhauses noch einige Male wiederholen; besonders wird es die Debatte über das Schulaufsichtsgesetz sein, bei welcher die preussische Regierung und die liberalen Parteien des Hauses einen heftigen Strauß mit den verbündeten evangelischen und katholischen Infallibilisten zu kämpfen haben werden.

den, würde aber diesmal versagen. Der Ex-Kaiser ist zu alt, der Ex-Prinz zu jung, und so bleibt denn nichts übrig, als die Zinsen zu sammeln und den Sohn künftig an der Küste des verarmten Frankreichs mit einem Sack voll Geld landen zu lassen, der vielleicht wirksamer, als es einst der Adler gewesen. Zudem ist es auch nothwendig, die Schildträger des neuen Napoleonismus in der gegenwärtigen Generation zu suchen, sie in derselben durch Geld zu erziehen, denn die alten sind verbraucht und abgestumpft. Mit Persigny ging der letzte wirkliche bonapartistische Faiseur dahin, und man darf überzeugt sein, daß selbst Eugenie seinen Tod betrauert hat, Eugenie, deren Todfeind er derart gewesen, daß wohl niemals eine wirkliche Versöhnung zwischen diesen beiden zu Stande gekommen sein mag.

Persigny mit all seinen Schwächen, all seinem Leichtsinne, seinem moralischen Unwerth hatte doch ein Verdienst, das Napoleon vielleicht würdigen mag, wenn er sich heute der Rathschläge seines Busenfreundes erinnert — und seine eigene Lage, das Schicksal Frankreichs zwingt ihm wohl diese Erinnerung auf. Wie leicht Persigny's Charakter auch wog, und wie sehr er sich selbst alles verzieh, wie sinnlos sein Privatleben auch gewesen sein mag, — so wahr es ist, daß Eugenie von ihrer Thronbesteigung ab einen verhängnisvollen Einfluß auf Napo-

leon und durch ihn auf das Land übte, eben so wahr ist es, daß Persigny alles aufgebieten hat, die Nation vor dieser Kaiserin, vor einer koketten Ignorantin zu bewahren, die wohl in Madrid auf dem Prado als Schönheit, in den Stiergefächten als „Directerin“ glänzen, die Verehrerin der Toreros, der Stiersechter Montes und Chiclanero sein und den jungen Granden Andalusiens die Köpfe verdrehen konnte, aber nimmermehr die Beherrscherin einer so leicht hinzureißenden Nation, wie die französische, werden durfte.

Persigny war Abenteuerer wie Louis Napoleon. Als spekulativer Adventurier mußte er sich in Arenenberg an ihn zu heften — wie, das ist bekannt. Ich komme nicht darauf zurück, obgleich über die erste Bekanntschaft dieser beiden Männer und die Dienste, welche Herr Rialin dem abenteuernden Prinzen leistete, namentlich über die Pläne und Anschläge auf den französischen Thron, an denen er den größeren Antheil hatte, noch viel zu erzählen wäre.

Persigny war von da ab der treue, unentbehrliche Begleiter des Prinzen, der Hauptakteur der kühnen Streiche in Straßburg und Boulogne und der Rathgeber des Präsidenten Louis Napoleon Bonaparte. Napoleon mußte diese Dienste als Kaiser zu belohnen, denn Persigny's Schulden kosteten seiner Schatzkulle enorme Summen. Persigny's intimes

Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser bestand jede Probe, nur die eine nicht.

Persigny kannte, wie jeder am französischen Hofe, die Antezedentien des schönen Fräuleins Montijo, der in ihrer Heimat als blonde Spezialität viel, aber sehr leicht gefeierten Gräfin Theba, und sah mit Besorgniß die Leidenschaft Napoleons, als dieselbe in Paris debutirte.

Ich kenne die Schmähchriften nicht, welche während des Krieges nach dem Sturze Napoleons über die Kaiserin erschienen. Von Spanien aus erzählte ich einmal mancherlei von ihren dortigen Abenteuern. Dieselben mögen vergessen sein, es sei mir daher gestattet, darauf zurückzukommen, weil sie damals am Pariser Hofe ebenfalls sehr stark kolportirt wurden.

Einer der Hauptgründe, welche auch Persigny seinem gekrönten Freunde immer wieder ins Gedächtniß rief, war die in Spanien ziemlich verbreitete Annahme, die schöne Eugenie sei nicht einmal legitimer Geburt. Graf Theba, hieß es, habe bei ihrer Geburt schon länger als ein Jahr mit seiner Gattin im Scheidungsprozeß gelegen. Auch in Cadix, dem Schauplatz dieses Prozesses, ward dies vielfach behauptet.

(Schluß folgt.)

Zwischen diesen Parteien ist nämlich eine Verschmelzung entweder bereits fertig, oder sie wird es nächstens sein. Der protestantische Hauptmücker von Gerlach, der einstige Rundschauer der „Kreuzzeitung“, hat den Jesuiten in Berlin einen Besuch abgestattet, und es wurden bei dieser Gelegenheit zwischen ihm und einigen Römlingen Liebesbetheuerungen ausgetauscht. Von großer Bedeutung ist jedoch diese neue „Fusion“ nicht; es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die liberalen Parteien den Sieg davontragen werden.

Ein Leitartikel der „Nordd. Allg. Ztg.“ weist nach, daß der Ultramontanismus den Frieden des neuen Reiches gestört und den Kampf gegen die Regierung angefangen habe zu einer Zeit, als eingeständenermaßen die Regierung mit der römischen Kirche ungetrübte Eintracht bewahrt hatte. Nicht das Christenthum und die katholische Kirche seien bedroht. Der Staat werde aus dem Kampfe mit voller Hoheit hervorgehen, als Hort der Gerechtigkeit auch gegenüber seinen treuen katholischen Unterthanen, aber jeden ultramontanen Eingriff in das Staatsrecht unmöglich machen.

Die „Nat. Ztg.“ schreibt: „Vergessend der übermäßigen Nachbigkeit, welche der preussische Staat Jahrzehnte hindurch der katholischen Kirche erwiesen hatte, that man auf kirchlicher Seite, als wäre das Leben in Preußen für die heilige katholische Kirche unerträglich, und gelte es, den Glauben der Väter durch festes Zusammenhalten gegen den Staat zu verteidigen. Als unser Heer noch im Felde stand, als in Deutschland an die Bekämpfung der Infallibilisten nicht entfernt noch gedacht wurde, da setzte der Klerus zu den politischen Parlamenten kirchliche Wahlen in Szene mit größerem Nachdruck als je zuvor. Alle jene der Masse des Volkes gemachten Vorpiegelungen, daß die katholische Kirche in Gefahr sei, sind Lüge, nichts als Lüge. Von dem katholischen Klerus ist die Herrschsucht, ist die Verfolgungssucht ausgegangen, und er droht, unser Volks- und Staatsleben auf das tiefste zu vergiften und zu verderben, wenn ihm nicht Einhalt geboten und ein reeller Widerstand entgegengesetzt wird.“

Alle Berichte aus Rom stimmen darin überein, daß zwei Umstände wesentlich dazu beigetragen haben, die Sympathien Italiens für Oesterreich-Ungarn zu kräftigen, nämlich die vom Grafen Andrassy der klerikalen Deputation ertheilte Antwort einerseits, andererseits die Beschleunigung, mit der der neuernannte k. und k. Gesandte Graf Wimpffen seinen Posten in Rom antrat. Erblickt die aufgeklärte öffentliche Meinung in der ersterwähnten Episode eine unzweideutige Bekräftigung dafür, daß die Politik des Wiener Kabinetts Italien gegenüber nicht mehr ins Schwanken gerathen könne, so bietet der zweite Umstand Stoff zu Parallelen mit der Haltung der französischen Republik, die bekanntlich seit drei Monaten ihren Gesandten vom Hoflager ferne hält, Parallelen, welche, wie kaum erwähnt zu werden braucht, nicht sehr schmeichelhaft für Herrn Thiers lauten, auf den man übrigens auch im Vatikan nichts weniger denn gut zu sprechen ist.

Aus Paris wird der „Times“ von ihrem Korrespondenten unterm 30. Jänner telegrafirt: Die französische Regierung hat die Präfecten angewiesen, in der Bewegung zur Beförderung der patriotischen Subskription, die seit einiger Zeit im Werke ist, gar keine Partei zu nehmen. Die Regierung scheint zu fürchten, daß diese Subskription, welche doch nur ein verhältnißmäßig ganz unbedeutendes Ergebnis haben kann, vielmehr den finanziellen Negotiationen, welche zur Entlastung des Landes unvermeidlich sind, Schwierigkeiten bereiten würde.

Aus Madrid wird vom 2. Februar von einem Meeting der Radikalen berichtet, das von 7-8000 Personen besucht war. Zorrilla unterzog die Politik Sagasta's einer strengen Kritik. — Das von den Radikalen aufgestellte Programm verlangt die Abschaffung der Todesstrafe, der Sklaverei und der Konfiskation, weiter eine Herabminderung der Steuern und die Einführung von Geschwornenge-

richtern. — Das Manifest des ministeriellen Wahlkomitees wird nächstens erscheinen.

Zur Tagesgeschichte.

— Zur Schlachten-Statistik Oesterreichs. Seit der Regierungszeit Kaiser Maximilians I. hat Oesterreich nicht weniger als 182 Schlachten, 239 Treffen, 5119 größere und kleinere bemerkenswerthe Gefechte und 1299 Festungskriege (Verteidigungen und Belagerungen) geschlagen und geführt. Von den 182 Schlachten war Oesterreich in 97 derselben Sieger (also zwölfmal über die Hälfte im Vortheil geblieben). In den 239 Treffen siegte es 115mal und verlor 124 derselben. Von den 5119 Gefechten gewannen die Oesterreicher 2250, und bei den Aktionen, welche den Festungskrieg betreffen, war es 684 mal im Vortheil. Die Gesamtziffer der Gefechte beträgt 6839, es entfällt somit auf die seit 1594 bis heute verfloffenen 277 Jahre beinahe unter 99720 Tagen auf jeden vierzehnten oder fünfzehnten Tag ein Gefecht. Seit dem Jahre 1600 hat Oesterreich überhaupt nur 111 Friedensjahre, dagegen 160 Kriegsjahre gehabt.

— Bogumil Dawison †. Einer aus Dresden in Wien angelangten telegrafischen Nachricht zufolge ist dort am 2. d. der berühmteste deutsche Schauspieler, Bogumil Dawison, nach längerem Leiden verstorben. — Dawison war zu Warschau am 15. Mai 1818 als Sohn einer armen jüdischen Familie geboren, debutirte, nachdem er die dortige Theaterschule besucht hatte, in seinem 19. Lebensjahre auf dem polnischen Theater in seiner Vaterstadt. In Lemberg wurde er später vom Grafen Starbel zum Regisseur ernannt und als solcher sagte er, nachdem ihm das Studium der deutschen Literatur eine geistig reichere Welt geöffnet hatte, den Entschluß, deutscher Schauspieler zu werden. Am 9. August 1841 trat er zuerst in Bauernfelds Lustspiel: „Das letzte Abenteuer“ auf der deutschen Bühne in Lemberg auf. Der Versuch gelang, und durch Louis Schneiders Vermittlung kam er ins Thalia-Theater nach Hamburg. Hier begann sich seine hohe Begabung zu entfalten, als ihm das klassische Repertoire erschlossen wurde. Unter Holbein kam er nach Wien ins Burgtheater, wo er am 17. October 1849 zum ersten male auftrat und sofort engagirt wurde; nach einigen Jahren ging er nach Dresden, wo er bis 1864 wirkte. Nach erfolgreichen Gastspielen gab er 1864 sein dortiges Engagement auf und unternahm eine längere Gastspielreise, darunter auch nach Wien, wo er im Theater an der Wien spielte. Vor ungefähr drei Jahren erkrankt, hatte er sich gänzlich von der Bühne zurückgezogen und bis zu seinem Lebensende in Dresden verweilt.

— Es ist schwarze Verleumdung, wenn deutsche Blätter sagen, die Franzosen hätten sich die Erfahrungen des letzten Krieges noch nicht zu Nutzen gemacht. Eben jetzt erörtert man in Frankreich eine Frage, durch deren günstige Lösung militärische Niederlagen in Zukunft gewiß unmöglich sein werden. Das Organ Gambetta's plaidirt mit warmen Worten dafür, daß der preussische Helm als Kopfbedeckung für die Truppen der französischen Armee eingeführt werde. Wir wissen nicht, ob dieser Vorschlag Aussicht auf Erfolg hat; aber jeder vernünftige Mensch wird die Wichtigkeit desselben einsehen und niemand wird sich der Erkenntniß verschließen, daß ein dringenderer und praktischerer Gedanke zur Reformirung des französischen Heerwesens unmöglich ausgedacht werden konnte.

— Ueber den Einsturz der Braguebrücke schreibt man dem Pariser „Figaro“ folgendes: Eine halbe Stunde von Nizza ist das kleine Dorf Vence-Cagnes; der dahin führende Weg streift die Meerestüste; in der Umgegend sind die Wiesen in Folge des Stromregens der letzten acht Tage unter Wasser. Dort ist die Stelle, wo die Eisenbahn-Katastrophe durch einen Brückeneinsturz stattfand. Zwei Wasserröche, die Brague und der Couron, ergießen sich durch die Wiesen; über den ersten war die Brücke gespannt. Die Braguebrücke war durch zwei Widerlagen als Brückenköpfe gestützt und gegen das Wasser hin durch Dämme geschützt; zwischen den Widerlagen war ein aus Mauerwerk auf-

geführter Pfeiler, welcher den Brückenbau trug; durch das Anschwellen des Wassers war das ganze Land überschwemmt; die Brague, die sich heftig in das Meer stürzt, wurde diesseits der Brücke zurückgestaut, und ihre Fluthen bildeten einen Wirbel zwischen den Brückenköpfen. Um vier Uhr am vorigen Dienstag brachte der von Paris kommende Eilzug den durch die Wasser schon unterwühlten Brückenköpfen die letzte Erschütterung bei; rechts und links drückten sie sich und sanken, und der Mauerpfeiler, der so seinen Stützpunkt verlor, brach in dem Wasserwirbel unter fürchterlichem Getöse zusammen. Das geschah einige Minuten vor dem Eintreffen des Zuges, der von Nizza um sechs Uhr nach Gasse abgeht. Es goß in Strömen. In aller Eile kamen Arbeiter und Beamte von dem Bahnhofe von Antibes und versuchten ihr Möglichstes, um das Unglück zu verhüten. Leider waren die Straßen durch die Ueberschwemmung unwegsam, die Telegrafentelegrammleitung war zerstört, das ganze Land stand drei Schuh hoch unter Wasser. Dem Train entgegeneilten war unmöglich; die Arbeiter stellten sich auf den noch aufrechtstehenden Brückentopf und winkten mit rothen Laternen-Signalen ab. Vielleicht wurden diese nicht wahrgenommen, vielleicht hatte sie der Maschinenführer zu spät bemerkt; Thatsache ist, daß er wie auch der Heizer als die ersten Opfer der Katastrophe todt blieben. Der Train sank mit einem fürchterlichen Getöse unter. Er bestand aus dreizehn Waggons; viele davon haben es nur dem Umstande, daß der Schlund schon überfüllt war, zu danken, daß sie verschont blieben. Ungefähr achtundvierzig Passagiere wurden durch den Train befördert, siebenzehn Billette waren in Nizza ausgegeben, der Rest kam von Mentone und Monaco dazu. Vier Reisende blieben sofort todt, sechzehn wurden mehr oder weniger verwundet. Auf die erste Meldung machte sich die Garnison von Antibes marschfertig und rettete was zu retten war.

Fokal- und Provinzial-Angelegenheiten.

Fokal-Chronik.

— (Bestätigung.) Der Handelsminister hat der Wahl des B. C. Supan zum Präsidenten und des Joh. N. Horal zum Vizepräsidenten der Handels- und Gewerbekammer zu Laibach für das Jahr 1872 die Bestätigung ertheilt.

— (Vertrauensadresse.) Die in Agram weilenden Slovenen, darunter sieben Professoren, sechs Doktoren und sieben Beamte, haben dem gewesenen Landeshauptmann Dr. Razlag für sein mannhaftes Auftreten in der Spitals-Organisierungsfrage, als es sich um die Entfernung deutscher Aerzte handelte, und Dr. Razlag das Recht der deutschen Doktoren wahrte, wofür die slovenischen Blätter ihn einen Abtrünnigen nannten, eine Vertrauensadresse überreicht, die Dr. Razlag wohl verdient hat.

— (Das Unterrichtsministerium) hat von Dr. Volk's Schrift: „Ueber die Pflege der körperlichen und geistigen Gesundheit der Schulkinder“ 3000 Exemplare bestellt, um selbe an Volksschulen und Lehramtskandidaten zu vertheilen. Dagegen hat der Landeschulrath von Tirol dasselbe Buch wegen „Hinneigung zum Materialismus“ verboten. Was der kraner Landeschulrath thun wird, steht noch zu erwarten.

— (Bürgerkränzchen.) Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, verspricht die Bethheiligung am letzten Maskenkränzchen besonders von Masken allenthalben eine außerordentlich großartige zu werden. So weit uns das Programm des Maskenzuges, der beläufig um 11 Uhr stattfindet, bekannt ist, wird so viel des Wilanten und Amüsanten geboten, daß wir allen Besuchern des letzten, der mit Recht so beliebten Bürgerkränzchen einen äußerst unterhaltenden Abend in Aussicht stellen können. Diese Behauptung dürfte durch den Umstand, daß unser beliebter Komiker Herr Schlesinger das Arrangement des Zuges, der, wie uns berichtet wird, aus circa 20 einzelnen, selbständigen Gruppen bestehen wird, übernommen hat, gerechtfertigt sein.

— (An den, den's trifft.) Die Laibacher Thurmuhren gehen seit mehreren Wochen viel zu früh.

